

Auf den Schienen.

Von Wilhelm Ohlson.

Der Bahnhofsmeister Hans Georg Wehrens stand in der offenen Thür der Stellwerksbude und piffte. Seit sein gneisiges Gesichtchen eines Malen so gut wie gar nicht mehr in der Stellwerksbude zu sehen war, hatte sein Repetitorium eine besondere Veränderung erlitten. Früher war es das Bild vom „General Singelgeling“ oder „Guten Morgen, Herr Fischer“; nun waren es meist freie Phantasien, und sie hörten sich nicht lustig an.

„Sie war ein süßes kleines Bäckchen! Wohl und rund mit braunem Fleisch! Wer hätte das glauben sollen nach der schweren Geburt. Und Lungen hatte sie! Was Nacht schliefen wir kein Auge. Am Tage war sie still und taugte und grünte — aber um Punkt zehn, wenn Mutter und ich meinten, wir wollten nun zu Bett gehen, dann legte sie los. Man konnte es bis in die Dachstuhl hinauf hören. Aber trotzdem, es ist selbst, was ich man über solche Widerwärtigkeiten hinwegkommt. Und ihr sagt ja, wie das Mädchen geübt — dreißig Pfund, wie ein gestopfter Wollfaden. Aber dann kam die diese verdammte Diphtheritis. Ihr nicht glauben, es ist schwer, hilflos das aufzusehen, wie so ein kleines Würm klettert und sich quält. Man ballt die Fäuste und möchte dreinschlagen, weiß aber nicht, auf wen! Und wir hatten sie so lieb, Mutter und ich! Dank für die Kränze, Christian, Wilhelm und ihre Anderen! Das war nett von euch!“

Am Tage nach dem Begräbnis des Kindes hatte Wehrens in der Bahnhofsauffahrt diesen Vortrag gehalten. Und die Weichenwärter Christian, Peter, Wilhelm und Kasimus nippten am Begräbnis, das Wehrens gab, und sahen einander stumm an. Das war ein Herzeleid, das sie verstehen konnten.

Seit dem Tage hatte Wehrens wieder begonnen, zu pfeifen; aber er hatte, wie gesagt, sein Repetitorium gewechselt. Wehrens piffte seine freien Phantasien und blühte auf den Stationsplatz hinaus. Alle Laternen waren angezündet, der Schnee lag hoch und weiß glänzend den Gleisen, es war fröhlicher Frost. Die alte „Lotte“, das Rangierpferd der Station, schliefte mühsam ein paar Güterwagen auf das dritte Geleis hinüber. Unten bei der Ueberfahrt klingelten die Weichenwärtinnen mitten im Menschengewimmel vorüber — es war Feierabend. Alles wanderte heim. In den gewaltigen Weichenmaschinen, die sich wie Riesenturmen der Station gegenüber emporstreckten, wurde Licht bei Licht angezündet.

Es läutete in der Stellwerksbude. Eine Klappe am Apparat fiel herab. Wehrens meldete „Zug von Berlin“ durchs Sprachrohr in's Bureau und bediente. Die Glöde des Schlagboms bei der Ueberfahrt erklang, die Schwingen des Semaphors an beiden Enden der Station wurden aufgezogen und ein Weichenwärtner jagte der Güterzug vorbei.

Der Assistent Sandberg war auf den Bahnsteig hinausgetreten und trüppelte unruhig hin und her. „Guten Abend, Herr Sandberg!“ „Guten Abend, Wehrens!“

„Wir werden wohl Ruhe haben! Kein Ertrag und kein fülles Wetter!“ „Ja — wenn nichts passiert!“ „Was sollte passieren? Haben Sie böse Ahnungen?“ fragte Wehrens scherzend.

„Ach, ich weiß wirklich nicht. Aber mir ist so bummig im Kopfe gewesen und so wunderbar bedrückt und unruhig, seit ich herkam. Es war gerade so wie damals, als wir dem Reinhard die Beine abhauen. Damals ahnte ich auch vorher, daß etwas geschähe würde. Paffen Sie heute Abend auf, wenn Sie die Züge 110 und 94 rangieren!“

„Das wird ich schon!“ Sandberg trüppelte weiter, blühte forschend über den Platz hin und sah sich dann wieder in das warme Bureau hinein. Wehrens steckte einen Beiem in den Mund. Ja, ja, dem Reinhard ging es schlecht. Beim Zusammenklopfen kam er irgendwas die Puffser! Die Beine wurden ganz gerötet. Nur ein paar Sekunden, und ein gebunter Mann ist ein hilfloses Krüppel! Ja, ja, vergelten kommt oft vor! Und dann die Selbstmorde! Wie oft haben sich fröhliche Erbsen der Großstadt hinter den Locomotiven der Nachtzüge den Tod gesucht! Man sieht ja nichts bei der Finsternis auf der Linie! Unter solchen Gedanken ging Wehrens auf dem Bahnsteig hin und her. Was einem Alles einfällt, wenn einer mit solchen Ahnungen kommt! Na, er wollte heute seine Augen offen halten. Wieder läutete es in der Stellwerksbude. Wehrens bediente, ein Weichenwärtner sollte ein Güterzug in die Station. Es sollte rangiert werden, und einer der Weichenwärter топelte ab. Dann sprang der Bahnhofsmeister auf den Locomotivtritt und piffte „vorwärts“, und davon ging es, hin- und her über die Ueberfahrt und zurück, hinein auf das Seitengeleise, während die Weichenwärter die Luft durchgellen — es war lange her, daß Wehrens so scharf gepiffen hatte!

„Fertig!“ Der Zug rollte weiter. „Das war ein Zug!“ murmelte Wehrens. „Aber der verdammte Sandberg mit seinen Ahnungen! Ich kann heute keine Pfeife in Frieden rauchen!“ Wie die Weichenwärter! Er war unruhig, als er sich selbst eingestehen wollte. Zwischen halb neun und halb zehn, als sich unendlich viele Züge auf der Station kreuzten und die Gleise durchfahren, war er mit gespannter Aufmerksamkeit auf dem Posten. Dann trat mehr Ruhe ein. Es schickte nur noch der letzte Zug nach Ber-

lin und der Nachtzug hinaus. Sie hielten nur drei bis vier Minuten. Der Sandberg mit seinen Ahnungen hatte sich also blümiert! Das wollte er ihm auch sagen, beim Heimweg! Aber die leicht hatte gerade seine Voricht einen Unfall verhütet.

„Zug sechsundsiebzig von Berlin lief brausend ein. Wehrens sah lächelnd nach Sandberg hin, der unruhig hin- und hertrüppelte. Natürlich, so ein alter, nervöser Junggeselle! Das ist gar kein richtiger Mann!“ Wehrens kam nicht weiter in seinen Gedanken. Sandberg stützte an ihm vorbei, so daß er ihn fast überreichte. Auch der Zugführer lief spratzfroh zur Maschine hin, und Wehrens eilte ihnen ganz verblüfft nach.

Der Locomotivführer war von der Maschine herabgeklattert — er sah trotz des Kohlenstaubes ganz bleich aus — und meldete, daß er im Vorbeifahren, ungefähr beim Wärterhaus vier- und fünfzig, einen menschlichen Körper im Nordgeleise habe ausgefressen liegen sehen.

Sandberg sah Wehrens an und seufzte dann erleichtert auf. „Das ahnte mir!“ sagte er. „Aber Gott sei Lob, nun wissen wir wenigstens, was es ist. Zug dreizehnundsiebzig, der letzte Zug von dort, hat nichts davon gemeldet, daß ein Mann fehlt; es kann also keiner von den Unfernen sein, eher ein Lebensmüder, der da draußen liegt!“

Der Locomotivführer kletterte wieder zur Maschine hinauf, und Sandberg läutete den Zug ab. Sobald er abgegangen war, gingen er und Wehrens in's Bureau. Der Assistent gab folgende ein Telegramm an die Nachbarsstation ab.

„Locomotivführer Zug sechsundsiebzig meldet, menschlichen Körper im Nordgeleise bei Wärterhaus vierundfünfzig liegen gesehen zu haben. Drauf geht von hier ab. Senden Sie auch eine große mit Mannschafft!“

„Ja, da müssen wir eben hinaus und sehen, was da ist!“ sagte Sandberg. Wehrens nickte. „Wir können die Draufine nehmen, die der Oberbahnhofsmeister heute benützt hat!“

Wehrens ging nachdenklich hinaus. „Fertigen Sie den Nachtzug ab!“ sagte Sandberg zu seinem jüngeren Kollegen. „Und sorgen Sie, daß ein Arzt da ist, wenn wir zurückkommen! Man kann ja nicht wissen!“

Er hülfte sich in einen großen Schaffnerpelz ein, holte die Handsignalmarke und eilte auf den Bahnsteig hinaus. Wehrens stand bereits mit der Draufine da. Er hatte eine Plane geholt und hinten die rote Laterne aufgestellt. Sandberg stieg auf, machte die Bremsen los, und dann rollte sie mit langen, fröhlichen Stößen hinaus. Die Bahnwärter, die Wehrens bei der Draufine geholfen, starrten ihnen nach, bis die rote Laterne bei der Geleisbiegung verschwand.

Untenweg sprachen sie nicht viel. Wehrens meinte, es könnte vielleicht auch ein Zerkium von dem Locomotivführer sein. Aber er war selbst nicht recht von dem überzeugt, was er sagte. Es war starker Frost. Sandberg machte manchmal ein paar Stöße mit, um warm zu bleiben. Die hohen Hänge auf beiden Seiten der Bahnlinie waren schneebedeckt.

Nun mußten sie bald da sein. Sie fuhr langsam und starrten aufmerksam voraus auf das Geleis hin. Nichts zu sehen! Der Schnee lag weiß, glatt und unberührt. Sie fuhr weiter sehr schneller zu — plötzlich setzte Wehrens die Bremse ein. Die Draufine stand.

„Da ist es!“ sagte er und zeigte auf das Geleis hin. Sandberg sprang ab und stellte sich neben den Bahnhofsmeister, und Beide starrten eine Weile sprachlos nieder.

Mitten auf dem Bahnsteig lag eine Frauengeleise, scheinbar leblos — aber es war keine Spur von Blut zu sehen. Sandberg ließ den gelben Schein der Laterne auf ihr Gesicht fallen: ein mageres und kahles Gesicht mit blauen Haarbüscheln über der weißen Stirn. Nase und Mund hatten einen bläulichen Schimmer; die eine Hand, die ein Bündel Zeug umklammert hielt, war auch blau und kalt wie Eis. „Sie ist gewiß todtgefroren“, sagte Wehrens. „Wir wollen ihre Kleider aufmachen und sie mit Schnee reiben, vielleicht bringen wir sie noch zum Leben“, erwiderte Sandberg. Wehrens nahm sein Messer und schmitt vorsichtig den Vermerk des Kleides auf und begann den Arm zu reißen, der heiß und kalt war. Sandberg wollte daselbe mit dem anderen Arm thun, der auf dem Bündel lag. Aber kaum hatte er ihn davon aufgehoben, so stieß er einen Ruf der Ueberraschung aus. „Was gibt's denn?“ fragte Wehrens. „Sehen Sie — das Bündel!“ Sandberg zog den Schal ein wenig zur Seite. Da ertönte ein leises Wispern. „Nun schlag doch gleich ein Donnerwetter herein!“ sagte Wehrens bestürzt. „Das ist ja ein Kind!“

Er ergriß das Bündel und schob es weg von all den Dingen zur Seite. „Müdig — ein kleiner Junge, halbblau vor Kälte und aus Mangel an Nahrung.“

„Wenn nur die andere Draufine hätte hier wäre, daß wir fortwähnten“, meinte Wehrens ungeduldig. Der Kleine hier muß schnelle Hilfe haben — nur ein bißchen warme Milch, dann erholt er sich gleich.“

Ein Ruf draußen von der Bahnlinie unterbrach ihn. Sie entdeckten eine rote Laterne, die sich von vorher näher her bewegte; das mußte die Draufine von der Nachbarsstation sein. „Nun können wir die Mutter in die Plane legen, und dann kann die andere Draufine drei Mann bringen — das können der Mann besorgen. Dann kann der vierte unsere Draufine treiben und ich den Kleinen im Netz in acht nehmen. Sie sind ja Junggelei und verstehen nichts von der Kleintierpflege!“ sagte Wehrens.

Die große Draufine war auch angekommen; die Schieber sprangen ab und betamen schnell Aufklärung. Wie besprochen, wurde die Frauenleiche auf die große Draufine gelegt, die drei Schieber stiegen hinauf, der vierte sich auf die Draufine, die voranging, und dann war alles parat, und auf Sandbergs Commando setzte sich der merkwürdige Zug in Bewegung. Auf dem Sintersteig der Draufine sah der Bahnhofsmeister mit dem Netz im Arm. Jeden Augenblick guckte er in ihn hinein und sah jedesmal immer beruhigter aus.

„Ist es ein Mädchen?“ fragte Sandberg. „Nein, das nicht — es ist ein Junge! So ein richtiger Teufelskerl!“ Er legte schon mit den Augen zu blinzeln. Warten Sie nur, bis wir zu Hause sind, dann sollen Sie einmal sehen, wie schnell ich den Kleinen Reife und Buttergebäck habe! Und Wehrens begann einige freie, fast lustig klingende Weichenpfeifen.

„Nein, Wehrens, pfeifen müssen Sie nicht! Ich finde, das paßt hier nicht!“ „Na, dann pfeif ich nicht! Aber es ist famos, daß wir den Kleinen Bengel hier haben. Jeun Minuten später hätte der Nachtzug ihn gerammt.“

Es ging langsam vorwärts. Untenweg brauste der Nachtzug vorbei; der Locomotivführer freckte sich auf der Maschine und guckte dem wunderlichen Transport nach. Und bei einigen Wärterhäusern fanden die Bahnwärter in der Thür, fragten und betamen schnelle Antwort im Vorbeifahren. Endlich ertönte man die Laternen der Station. Die Schnellleiste wurde gemäßig, und bald hielten die beiden Fahrzeuge vor dem Bahnsteig, wo der Arzt und alle Beamten warteten.

Wehrens sprang ab und lief schnell mit seinem Bündel ins Bureau hinein. Sandberg nahm die Plane von der Leiche ab und erklärte dem Arzt, wo sie gefunden hätten und was sie gefunden, um sie zum Leben zu bringen. Der Arzt ließ sie ins Krankenhaus bringen, nahm alle möglichen Behandlungsmaßnahmen vor, aber vergebens — sie war todt.

„Aber dann war da noch ein anderer Patient“, sagte Sandberg, und alle Anwesenden machten große Augen. „Wir fanden draußen auch ein kleines Kind — der Bahnhofsmeister hat es wahrscheinlich ins Bureau getragen.“

Die ganze Schaar eilte auf die Persontrühe zu. Auf dem altmodischen Sopha des Stationsvorplatzes lag ein kleiner halbwachsender Junge und jappelte und schrie. Der große Hund des Stationsvorplatzes, der seinen Herrn von einer Abendgesellschaft zurückwartete, stand und glockte den Kleinen seltsam dumm an. Und beim Redefahren sah Wehrens und wärmte für den Kleinen eine Flasche Milch.

In diesem Augenblick kam die ganze Schaar vom vorderen Bureau herein, mit dem Arzt an der Spitze, der besorgt und amtsüchtig war, und die übrigen in einer starken Spannung, die sich auf allen Gesichtern ausdrückte — bis sie die Stube überblickt hatten. Da löste sich ein Befehlsruf und Spannung in einem einzigen großen Schrei aus.

„Das ist recht. Geben Sie ihm nur ein bißchen warme Milch, dann wird er schon wieder lustig werden“, sagte der Arzt. „Solch ein Prinz“, meinte der alte Christian und neigte sein großes, karges Gesicht mit der roten Nase, die den gutmüthigen Augen ganz zu ihm hinab, während Wehrens ihn die Milch saugen ließ. „Das ist eine Natur, die hilft. Noch besser wäre ein ordentlicher Schnaps, Wehrens! Denn du weißt, wenn einer so nahe daran ist, vor Kälte zu sterben, dann ist ja so ein kleiner Wuppisch das Allerbeste! — Aber ich will einräumen, daß sich so ein Cavalier der Brantwein nicht schicklich ist“, fügte Christian mit tiefer Ueberzeugung hinzu.

„Na“, sagte der Arzt, „hier ist wohl für mich nichts weiter zu thun. Die Leiche kann ja über Nacht im Backhaus liegen bleiben. Aber der Junge da — wo sollen wir ihn unterbringen?“ „Fürsorglich ich schon!“ sagte Wehrens.

„Gute Nacht!“ — „Wehrens, deine Frau will dich sprechen“, sagte einer, der ganz hinten in dem Hause stand. „Gott, Hans, was hast du denn da vor?“ fragte Frau Wehrens, die sich durchgedrängt hatte und nun vor Erschrecken die Hände zusammenzuschlug. „Ich hab' zu Haus gewartet und gewartet, der Nachtzug ging, du kamst nicht — schließlich glaubt ich schon, es wäre ein Unglück geschehen!“

„So, du hast auch böse Ahnungen!“ sagte Wehrens und blinzelte launig dem Assistenten zu. „Wo hast du denn den süßen, kleinen Puffler her, Vater?“ „Wir haben ihn draussen auf der Bahnlinie gefunden. Die Mutter lag neben ihm und war erkoren.“

Sie klopfte liebend den Kleinen, aber auf Wehrens' Schof lag und mit den Beinen trampelte und offenbar nicht recht wußte, ob er in seiner Lage weinen oder lachen sollte. „Was auf, Hans!“ rief sie plötzlich und ergriß den Kleinen und hielt ihn über die Waschküchle. Ihr scharfer Mutterblick hatte die drohende Gefahr erkannt und das Sofa, den Platz und die Hofen ihres Mannes noch rechtzeitig gemeldet. Die Leute zogen sich bis zum vorderen Bureau zurück, bis der „Prinz“ wieder Toilette gemacht hatte. „Was wollt ihr nun mit dem Kleinen anfangen?“ fragte sie dann. „Im, auf die Polizeistation bringen“, sagte Wehrens geschäftsmäßig und versuchte ein böses Gesicht zu machen. „Aber Gott, Hans, wie kannst du das über's Herz bringen — da kann er ja bei Nacht'se Wartung finden!“ „Ja, was sollen wir denn aber thun?“ Wehrens sah seine Frau gespannt an, und sie sah ihn wieder an. Sie lasen gegenseitig ihre Gedanken. „Ihn mit nach Haus nehmen, natürlich!“ „Du bist doch ein gutes Weibchen! Das mein ich gerade auch! Denn, was mir brauchen, ist ja doch gerade so ein Kleines!“ Damit war die Sache abgemacht, und sie packte den Jungen sicher in ihren Schoß und in Wehrens' Umformantel und gab ihm das Bündel. Auf der Station wurde alles buntel gemacht und abgeholfen, und Sandberg und Wehrens gingen zusammen bis zur Bahnhofsüberfahrt, wo ihre Wege sich trennten.

Sandberg schritt langsam heim zu seinem einsamen und kalten Junggesellenheim. Er war noch nicht weit gegangen, da hörte er ein tactloses Pfeifen, das durch die Entfernung schwächer und schwächer wurde: „Gut, rah und Tsching für Singelgeling!“

„Ja, das war wirklich der Bahnhofsmeister, der wieder seinen „General Singelgeling“ pffte, indem er tactvoll mit seinem Bündel heimkehrte. Sandberg lächelte. Na ja, dann bekommen wir wohl auch bald wieder „Guten Morgen, Herr Fischer“ zu hören! Sandberg irrte sich nicht. Der Bahnhofsmeister hatte wirklich sein altes Repetitorium wieder aufgenommen.

Leicht, wie eine Feder, lief er die Treppen hinauf und in seine Wohnung hinein. Und als die Thür abgeholfen war und seine Frau die Lampe angezündet hatte, begann eine ungläubliche Gesichtsmitte. Die Wege, an die sich so viele wehmüthige Erinnerungen knüpfen, an Kinderlächen und Kinderweinen, wurde wieder vorgeführt und neben das Doppelbett gestellt. Commobenschulden wurden aufgezogen und durchwühlte, Wasser warm gemacht, den Kleinen zu haben, reine weiße Begäße über die Köpfe der Wege gezogen.

Als dann aber endlich der Kleine nett und sauber und frischgewaschen mit den weißen Spitzen um sein blondes Köpfchen in der Wiege lag, sagte der Bahnhofsmeister begeistert: „Ist es nicht süß, das kleine Puffelchen? Fein und weiß und drall! Und so ein paar Augen — na! Und sieh nur!“ „Still, Wehrens, laß ihn nun! Es ist über zwei Uhr, und wir müssen morgen früh auf!“

Wehrens ließ ihn in Ruhe, wenn es ihm auch schwer fiel. Als er aber im Bett lag und wieder mit stillen Gedanken die Wege schimmern sah und den kurzen Kinderberatem hörte, war es ihm, als wenn eine gähnende Wunde in seinem Leben ausgefüllt wäre — als wenn erst jetzt wieder jene Doreen in einem Jock bekommen hätte. Und seine Frau lag neben ihm und dachte ganz dasselbe.

Zu gewissenhaft.

Der Chef tritt aus seinem Arbeitszimmer in's Comptoir. „Blasi“, sagt er zu dem Ausgeber, „gehen Sie sofort zu Herrn Commerzienrath Meier und erklären Sie einen schönen Gruß von mir.“

In diesem Augenblick tritt ein naßer Geschäftsfreund ein, mit dem der Chef eine wichtige, mehrere Stunden in Anspruch nehmende Konferenz hat. Darüber vergißt er völlig auf die Wochstakt an Meier, der am anderen Ende der Stadt wohnt.

Blasi — es ist schon gegen Mittag — kommt Blasi ganz erschöpft daher. „Ja, wo waren Sie denn den ganzen Morgen, Blasi?“ fragte der Chef. „Sie sind ja schrecklich achaffert!“

„Sie haben mich doch zu Herrn Commerzienrath Meier geschickt.“ „Ach Sie?“ sagt der Chef verwundert. „Ach so“, fällt ihm dann plötzlich ein, „aber es war ja noch gar zu keinem Auftrag gekommen — ich hatte Ihnen ja erst einen schönen Gruß anempfohlen.“

„Ja“, nickt Blasi lebhaft mit dem Kopf, „den hab' ich auch ausgerichtet!“

Am vierten Tage.

Von Peter Molegger.

„Also gut, sprechen wir von etwas Anderem. Sage mir einmal, lieber Freund, in welcher Zeitperiode hättest du am liebsten leben mögen?“ „Ich? Du kannst dir's denken. In der ersten Jugend der Welt natürlich. So! Am Ende wohl gar als Zeitgenosse von Adam und Eva?“

„Noch etwas früher.“ „Noch früher? Wie wäre das? Du würdest doch nicht dem lieben Gott Vater beim Welterschaffen haben helfen wollen?“

„So etwas. Aber damit ist eigentlich nicht viel gesagt. Wir helfen ihm jeden Tag beim Welterschaffen. Auch heute. Denn der Herr ist noch lange nicht fertig damit und wird nicht fertig. Die Vollendung der Welt wäre ihre Ende. Nein, da möchte ich nicht dabei sein. Lassen wir das. Meine Antwort auf diese Frage ist — da wir schon dabei sind — in der That etwas später. Ich möchte gelebt haben in der ersten Schöpfungswoche, etwa so nach dem vierten Tage.“

„Aber Mensch! Damals war ja noch Alles ganz und gar unferdig. Du wärest dem Weltgeschöpfer nur im Wege gewesen.“

„Unferdig, meinei du? Bitte, am vierten Tage wäre alles schon vorhanden gewesen, was das Leben schön macht und nichts, was Leben bedeuert. Nimm das erste Buch Moses und controllire mich. Es war am vierten Tage vorhanden das Licht und das Himmelszelt, es war vorhanden das klare, rauschende Gewässer, es war vorhanden das wunderbare Mineralreich mit allem Gold und Edelmetalle, dann die Welt der Gewässer in höchster Pracht. Aber es war um diese Zeit noch nichts gewesen, was Liebe und Hunger hat — nichts, was sich leidenschaftlich nahen und dann gegenseitig aufreißern muß.“

„Und die Thierwelt, die wunderbar? Wie würde der Schöpfer einen ordentlichen Menschen zu Wege gebracht haben, wenn er nicht vorher Probewesen gemacht hätte?“

„Weißt mich ferne mit der Thierwelt, der unspinn! Nach der Milde im Sonnenlicht, der Wärme gereizt die Gabel. Ich beschreibe dich, Freund, erlasse mir die Aufzählung des unendlichen Mordes, dessen Bruchstück mir nur darum nicht empfinden, weil wir selber mit ihm.“

„Nun aber mit Verlaub. Wie denkst du dir das mit deiner Eva? Wird dich die Dame auf die Länge nicht langweilen, ohne Hünlein, Schlänglein und Wögelin?“

„Wenn sie dir aber während des Schlafes meudlings begebracht wird! Mein, man muß nicht immer gleich das Schlimmste denken. Gott ist barmherzig und ich pflege vor dem Einschlafen zu beten: Bewahre mich vor allem Uebel.“

„Ich muß dich nicht gut verstanden haben, Freund. Es ist mir, als vermettest du auf die Eva verächtlich zu wollen.“

„Na, und warum denn nicht? Denke, bevor du sprichst. Und fühle, bevor du denkst.“

„Ich fühle es, daß die Menschheit in einem einzigen Manne befaßt worden ist, die ganze Menschheit. Ich wäre am vierten Tage ein einheitliches harmonisches Wesen gewesen, hätte gelebt, ohne zu hassen, hätte geliebt, ohne zu lieben. Wäre Gott gewesen, ohne zu lieben. Wäre Gott gewesen, ohne zu lieben. Wäre Gott gewesen, ohne zu lieben.“

„Die Zeit vertrieben? Wieso? Die eilt ja von selber davon — viel zu schnell.“

„Keine Banalitäten. Du weißt schon. Du denkst dich am vierten Tage doch hoffentlich als einen Keel mit seinen fünf Sinnen?“

„Aber gewiß! Und mit diesen hätte ich mich töplich unterhalten. Für die Augen das Sonnenlicht, das Farbenpiel. Für die Ohren das Quellenrieseln, das Weerdrausen. Für die Nase der Rosenbüschel, die Linden Wälder, die zarten Rosen. Für den Gaumen die Früchte der Bäume und Sträucher.“

„Bist du fertig?“ „Und für das Herz die Freude in Gott.“

„O Einsat! Hast du es einmal gesehen, das Weib, das erstirt ist unaußsichtlich. Glaube mir, in der Phantasie sind die Weiber noch weit gefährlicher, als in der Wirklichkeit.“

„Meinst du? Na, dann freiere ich die Eva ganz. Wenn der Schöpfer nach meiner Rippe greift, so werde ich höflich protestieren: Lassen wir das, ich danke. Es genügt mir, was schon da ist.“

„Also die Bäume, die Steine, das Wasser, die Luft, die Himmelskörper! O armer Mensch, das ist auf die Länge nicht auszuhalten. Du hast ein Herz für sie, aber sie haben keine für dich. Du bist entzündet von ihnen, sie bleiben hart und kalt gegen dich. Du bist ihnen nichts. Du bist allein. Du bist eine graue Larve erscheinend dir endlich die Welt, du suchst ein Ebenbild von dir, in dem du dich selbst lieben könntest, du ahnest, daß die schönste aller Schönheiten das Weib des Menschen ist.“

„Ah, so! Du wirst mir das, was ich an das Weib des Mees gehen und im klaren Spiegel mein Ebenbild anschauen.“

„Gang sichtlich, Freund, das wirst du thun. Du wirst in dich selber verliebt sein. Und das Menschenbild in der Tiefe wird dich grüßen, wird dir winkeln: Komm! Komm! Wird keine Arme ausbreiten: Komm, o so komm doch zu mir! — Und wenn dann der Schöpfer einmal spazieren geht, um sich an seiner erschaffenen Welt zu ergöhen, wird er am liebsten Ufer einen ausgeworfenen Körper finden, die starre, lehmte Gestalt seines verlorenen Lieblings.“

„Also meinst du, daß die Eva nicht entbehrlich wäre?“

„Absolut nicht.“

„Etwas Anderes.“

„An dem rauschenden Wildbach, der im seltsamen Thale herabfließt, liegt ein kleines Blockhaus. Das ganze Jahr über steht es einsam oben im Gebirge, nur wenn der Hochsommer seinen Einzugs gehalten, dann öffnen sich Thüren und Fenster; für einige Wochen nehmen im Tannenwald erholungsbedürftige Städter ihren Aufenthalt, so weit der Platz in der kleinen Hütte ist gefastet. Heuer aber hat sich schon früher als gewöhnlich ein Bewohner eingependelt. Kann bequemen die frischen neue Stroffen zu treiben, so hatte schon der Professor X. aus der Nebenstadt die müzzige Luft des Hochgebirges aufgesucht, um Heilung von den Folgen der Infuenza zu finden, die ihm im Winter mit ihrem unheimlichen Besuche beehrt hatte und die sich so heimlich bei ihm gefüßt, daß sie denselben stets ohne Einlabung einemale wiederholt hatte. Nur langsam lehrten die verlorenen Kräfte wieder; zu weiten Spaziergängen reichten sie noch nicht, und so sah den Professor immer meist auf einem Felsblock in der Nähe der Hütte und sah den Holzarbeitern zu, die gefüllte Bäume in das Thal hinab trifteten.“

„Es war eine schwere Arbeit, die hier verrichtet wurde. Bis unter die Arme standen die Leute in dem Bache, der von den eisbedeckten Bergspitzen, aus denen er hoch oben entquoll, eifiges Schneewasser mit sich führte. Troz ihrer tiefen Kleider, die sie nie tauschten, waren die Arbeiter guter Dinge, scherzten heiter und freuten sich, wenn der Professor Abends an ihrem Lagerfeuer sich einsand und mit ihnen plauderte. Mehrere Wochen waren vergangen. Die Hütte war warm und hell, die Sonne ließ ihre Strahlen zitternd durch die Tannenwälder, im Wildbach floß nicht mehr Schneewasser, auf den Gebirgspitzen war der Schnee verschwunden, nur einige kleine Schneefelder verbleibten sich verständig in schattigen Schluchten. Dem Professor rann auf seinen weiten Tritten der Schnee in Strömen und schon öfter war er am Bache stehen geblieben und hatte mit dem Felsblock, ob er es wagen sollte, ein Bad in der kristallklaren einladenden Fluß zu nehmen oder nicht. In einem besonders heißen Zustande erneuerte sich in seiner Brust der Wunsch, und der Professor unterlag. Nach entledigte er sich seiner Kleider und sprang in den schäumenden Gisch des Bades, der von Fels zu Fels zornig aufschlug. Während der Badende voll Uebermuth sich im Wasser tummelte, ließ er gerade seine Freude, die Holzarbeit des Weges daher. Der erste erblühte den Professor und blieb dann farr stehen, ohne eines Wortes mächtig zu sein. Als er die Rede wieder genommen hatte, rief er wühend seine Genossen herbei: „Kommt, kommt und seht den Herrn aus der Stadt im Wasser.“ Gütig ließen die guten Leute herbei, betrachteten den Badenden und gaben ihrem Ersinnen durch Ausrufe der höchsten Verwunderung Ausdruck. Der Professor vermochte sich den Grund ihres Ersinnens nicht zu erklären. Anfangs glaubte er, das Farngefüß der Naturfinder sei verlegt, denn wiederholt riefen sie sich die Worte zu: „Seht, er ist mit nackter Haut im Wasser.“ Schließlich löste sich das Räthsel. Der älteste unter ihnen trat den Baden den heran und fragte ihn im besterzten Tone: „Herr, wie kannst du denn ganz nackt in das kalte Wasser hineingehen. Du wirst dich auf den Tod erkalten!“ Ergötzt erwiderte der Professor: „Aber Peter, Du bist doch selbst das ganze Frühjahr hindurch im eisalten Schneewasser gestanden!“

„Ja, Herr“, meinte Peter überlegen, „aber wir sind doch dabei auch immer angeklebt gewesen.“

„G a l a n t. Reiche Erbin (nachdem ihr ein Antrag gemacht): „Wie, Sie wollen mich heirathen und haben gar keinen Beruf?“ Weiber: „Nein, ich möchte mich nur Ihnen widmen.“

„M i t d e m Stroeme Schwimmen bringt am schnellsten vorwärts, aber nur nach dem Ziele des Stroemes.“

Auf der Zeeschiff.

An der Sucht, einen Absteil zu erobern, leiden die Dollarsprinzessinnen unseres Landes fast schon seit der Begründung der Republik merkbar. Allerdings sind erst in den letzten Jahren die amerikanischen Gemahlinnen hochgehehrt in England so zahlreich geworden, daß die exklusive Gesellschaft einen ganz amerikanischen Ton angenommen hat. Man kann heute zu seiner größeren Festlichkeit, bei der die sogenannte Externe vertreten ist, mehr gehen, ohne die zu Gräffimen, Marquisen und Ladies ancienten Töchter Otel Sams zu Dugenden anzutreffen. Mit zu den ersten jungen Damen, denen der weite Weg über den Ocean keine Scheu einflößte, gehörten wohl die drei schönen Schwägerinnen, die zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Baltimore das Licht der Welt erblickten. Kaum den Kinderberufen entwachsend, wurden sie nach England gebracht. In Hof- und Gesellschaftskreisen schätzte man bald von ihrer Schönheit und sie waren allgemein bekannt als „die drei Grazien.“ Die ersten Dichter des Landes widmeten ihnen Gelegenheitslieder und ihre hervorragende Wale tritten von das Privilegium, die Reize der drei Schwägerinnen auf die Reinwand zu bannen. Eine von ihnen heiratete den Marquis v. Wellesley, den Generalgouverneur von Indien und älteren Bruder des Herzogs von Wellington. Die beiden anderen wurden die Frauen reicher englischer Edelleute, deren Namen jedoch weniger berühmt waren. Von dieser Zeit an gab es einen besändigen, wenn auch nicht zahlreichen Zutrom von Amerikanerinnen, denen es über kurz oder lang glückte, einen britischen, französischen oder anderen europäischen Aristokraten zu gewinnen, um ihn nicht wieder frei zu lassen. Baltimore hat wohl von jeher das größte Continente gestellt. Es war Wiß Glatheißer Patterson aus Baltimore, die Jerome Bonaparte, den Bruder des großen Archen, captivirte und ihn im Jahre 1803 heiratete. Napoleon zwang seinen Bruder zwar, sein Weib zu verlassen, die energische Amerikanerin aber behielt auf ihrem Rechte und bis zum heutigen Tage tragen ihre Nachkommen den Namen Bonaparte. Einer derselben wurde sogar von Napoleon III. als ein Mitglied der Kaiserlichen Familie anerkannt. Eine andere internationale Heirath von einiger Bedeutung war die Tochter des Senators Bingham aus Pennsylvania mit Lord Ashburton, der in den vierzig Jahren den damals wegen der Oregon - Grenzfrage besonders verantwortungsvollen Posten des britischen Gesandten in den Vereinigten Staaten bekleidete. Lady Randolph Churchill kann eine Angloamerikanerin der modernen Aera angeamerikanischer Geirathen genannt werden. Seit sie und ihre zwei Schwestern vor mehr als 25 Jahren nach England kamen und die Herzen dreier Aelterer im Sturm eroberten, nahm die Zahl der ehelichen Verbindungen zwischen Dollarsprinzessinnen und englischen Adligen in ganz erstaunlicher Weise zu.

„Der im Reck fühl, braucht für's Gängende nicht zu sorgen.“

Schmeideleien amüßten eine Frau nicht immer, Verleumdungen unterhalten sie stets.

Man hört so oft die Worte: „Verzeihen Sie“, aber selten da, wo sie am schmerzhaftesten erwartet werden.

Hohle Zähne und Menschen — lassen wir gern gehen!

„Ich habe keine Zeit!“

Hört man gewöhnlich sagen: „Nur Leute, die gewohnt sind, sie todzuschlagen.“

Mancher Autor schmückt sich so lange mit fremden Federn, bis man ihn für einen Wundervogel hält.

So mancher verheißt erst jung zu sein, wenn er alt ist.

Es gibt abgehornte Vorsätze und amergene Schwächen.

Wenn der Reib an einem Verdienst nicht mätkeln kann, ignorirt er es.

Die erste und letzte Liebe vieler Menschen ist die Eigenliebe.

Warum hat sie das nicht gleich gesagt!

„Du willst also den jungen Mann absolut nicht heirathen, Ebitz?“

„Nein, Großmama.“ — „Er ist reich.“ — „Reichthum macht nicht glücklich.“ — „Er ist hübsch.“ — „Das ist Geschmacklos, ich finde ihn häßlich.“ — „Er ist aus guter Familie.“ — „Meine ich besser.“ — „Er liebt Dich.“ — „Ich ihn nicht.“ — „Er ist in angenehmer Position.“ — „Er gibt angenehme.“ — „Und doch würden Dich alle Deine Freundinnen um ihn beneiden.“ — „So! Daraufhin muß ich ihn mit doch noch einmal ansehen.“

„Sie kennen S. Mutter: Also nach dem Contre läßt Du dich vom jungen Herrn Füsel in eine Nische führen und rüßt dich an ihn heran, und wenn er läßt dich, komme ich zufällig hinzu. Das Uebrige werde ich schon arrangieren.“

„Specia l i t ä t. Warum behielten Sie diesen Schlingel von Nonconformisten?“ — „Der Reel macht großartig.“